

Sonderdruck aus:

TEXT+KRITIK

Zeitschrift für Literatur
Herausgegeben von Heinz Ludwig Arnold

Literarische Kanonbildung

Sonderband 2002

edition text + kritik

Angestoßen durch die »Zeit«-Umfrage zum Thema »Brauchen wir einen neuen Literatur-Kanon?« ist die Kanondebatte seit 1997 über Strecken ein fester Bestandteil des deutschsprachigen Feuilletons geworden. Unterschiedliche Instanzen der (teilweise prominenten) Literaturkritik haben im Rahmen dieser Debatte eine Vielzahl von langen Lektürelisten und kurzen Kanonempfehlungen erstellt, deren jeweilige Ratschläge oftmals ganz unvereinbar sind. Der vorliegende Sonderband setzt der weithin normativ geführten Auseinandersetzung ein genuin deskriptives, kulturwissenschaftlich und soziologisch bestimmtes Interesse entgegen: Er will eine Übersicht über Kanontheorien vermitteln, anhand exemplarischer Fälle (klassische) Kanongeschichten rekonstruieren und nicht zuletzt die Macht von Kanoninstanzen durchleuchten. Wie disparat und vielschichtig individuelle Lektüererfahrungen aber gerade jenseits verordneter Kanones sein können, zeigt eine Umfrage unter Autoren. Eine Bibliografie der Forschungsliteratur zum Thema beschließt den Band.

Simone Winko

Literatur-Kanon als *invisible hand*-Phänomen

1 Kontexte oder Texte?

Wie wird ein literarischer Kanon gebildet? Welche Mechanismen spielen welche Rolle in dem komplexen Prozess, der zu einem literarischen Kanon führt? Sucht man in der neueren Kanon-Forschung nach einer Antwort auf diese Frage, so stößt man schnell auf einen Konsens. In den meisten der heute gehandelten Erklärungen für Kanonprozesse und in den Kanon-Modellen, auf denen sie basieren, werden institutionelle und andere kontextuelle Faktoren als die ausschlaggebenden angeführt. Kanonisierung wird als noch immer nicht ausführlich genug erforschtes Zusammenspiel soziokultureller, diskursiver und/oder institutioneller Mächte bestimmt – etwa der Bedingungen des kulturellen Kapitals, der patriarchalen Ordnung, verschiedener Typen von Zensurmaßnahmen, ideologischer Deutungsmuster oder institutioneller Mechanismen der Schule und der Universitäten, zwei wichtigen Instanzen der Kanon-Bildung und -Pfleger. Diese Modellbildung und die auf ihr beruhenden Hypothesen haben sich in diversen Untersuchungen der letzten Jahre bewährt, und die neueren Ergebnisse der Kanonforschung, nicht zuletzt befördert durch die feministische Kritik am akademisch-bildungsbürgerlichen Kanon, können sich sehen lassen.¹ Als Kanon in diesem Sinne ist ein Korpus von Texten aufzufassen, an dessen Überlieferung eine Gesellschaft oder Kultur interessiert ist. Der Kanon ist »gemacht« und hat in mehrfacher Hinsicht etwas mit Macht zu tun.²

Dem steht ein anderer, weniger offizieller Befund entgegen. In Diskussionen am Rande von Tagungen und in Gesprächen mit Kollegen hört man Formulierungen wie die, der Text x sei aber wirklich misslungen, die kanonisierten Werke seien nun einmal besser als die nicht-kanonisierten. Ähnlich argumentieren manche literarhistorischen Arbeiten. Zwar lässt sich seit den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts eine deutliche Abstinenz im Urteilen feststellen: Zuschreibungen wie »Meisterwerk« oder »Blütezeit« eines Genres werden ebenso wie explizite Urteile über literarische Texte vermieden, und man versucht, neben den kanonisierten auch vergessene Autoren zumindest wieder zu erwähnen.³ Dennoch gibt es viele Arbeiten, in denen – in der Regel implizit – auf Qualitäten der kanonisierten Text eingegangen wird, als seien es festgeschriebene Merkmale. Die Tatsache, dass ein Text kanonisiert ist, wird mit Hinweis auf diese Eigenschaften gerechtfertigt.⁴ Anders als die offiziellen Kanon-Erklärungen vermuten lassen, scheint ein

Wissen darüber verbreitet zu sein, was kanonisierungswürdige Texte auszeichnet, und dieses Wissen rekuriert gerade nicht auf Kontextfaktoren, sondern auf Textmerkmale. Einen Kanon in diesem Sinne bildet die Menge der besten Texte, basierend auf deren Eigenschaften.

Argumentiert man von den komplexen Kanon-Modellen her, ist die zweite Auffassung bestenfalls naiv und diffamierende Einschätzungen liegen nahe: Literaturwissenschaftler, die auf diese Weise vorgehen, messen mit zweierlei Maß, überschätzen ihre eigene Kompetenz, verharren in veralteten Rollenmustern, indem sie das Sichten und Sondern der Texte für ihre eigentliche Aufgabe halten und sich zum Richter über literarische Texte erheben. Die Vertreter der ›inoffiziellen‹, traditionelleren Kanon-Variante können mit einem Hinweis auf die Textindifferenz der hochgehandelten Erklärungsmuster kontern: Nimmt man die neueren Kanon-Modelle ernst, scheint jeder Text, gleich welcher Eigenschaft, dem Spiel der Machtinteressen hilflos ausgeliefert zu sein. An welcher Stelle der Kanon-Hierarchie er platziert wird, hängt von vielem ab, nur nicht von seiner Beschaffenheit.

Diese – hier etwas überspitzt formulierte – Diskrepanz soll den Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen bilden. Wenn man nicht einfach die eine zugunsten der anderen Perspektive verwerfen will, bleibt zu prüfen, ob und auf welche Weise die beiden Auffassungen von Kanon miteinander vereinbar sind. Die zentrale Frage lautet: Um was für eine Art von Phänomen handelt es sich beim Kanon⁵ denn eigentlich? Die Antwort sollte mit vorliegenden neueren Ansätzen kompatibel sein, ohne die Frage nach den Textmerkmalen zu vernachlässigen.

2 Kanon als Phänomen der *invisible hand*

Die Abweichung zwischen den beiden skizzierten Auffassungen von Kanon ließe sich schnell erklären, wenn man die Perspektiven des Beobachters und Teilnehmers unterscheidet: Verfasser von Kanon-Modellen nehmen eine distanzierte Sicht auf das Phänomen ›Literatur-Kanon‹ ein. Für sie ist ein Kanon ein Problem, das es zu untersuchen und zu erklären gilt, und aus der Vogelperspektive sind andere Aspekte wichtig als aus der Nähe. Sprechen dagegen Literaturwissenschaftler über gute und schlechte Texte, ›arbeiten‹ sie am Kanon mit und thematisieren dem gemäß auch nur selten die eigenen Rahmenbedingungen; vielmehr sagen sie etwas über die Texte und ihre Eigenschaften. Eine derartige Erklärung ist aber unbefriedigend, weil sie zwar jedes Modell für sich erläutert, aber den ja ›irgendwie‹ bestehenden Zusammenhang zwischen beiden Perspektiven außer Acht lässt.

Um diesen Zusammenhang zwischen beiden Auffassungen von Kanon herzustellen und damit die Ausgangsfrage beantworten zu können, ist zunächst

einmal eine Metaperspektive einzunehmen und ein möglichst voraussetzungsarmes Kanon-Modell als Basis zu skizzieren. Dass Modelle einfacher Kausalerklärungen unbefriedigend sind, ist Konsens der Kanon-Forschung. Weder lässt sich nach einem eindimensionalen Ursache-Wirkungs-Schema erklären, wie aus einem literarischen Werk ein Meisterwerk wird⁶, noch lassen sich in vielen Fällen die daran beteiligten Instanzen auch nur in ihrer Wichtigkeit hierarchisieren. Das Zusammenspiel zwischen ihnen ist sehr komplex, wie verschiedene Studien zur Kanonisierung einzelner Texte oder Autoren gezeigt haben.⁷ Ein Literatur-Kanon ist also nicht in einem einfachen Sinne ›gemacht‹, und ebenso wenig ist er ein natürliches Phänomen. Was aber dann? Mir scheint es sinnvoll, einen Kanon als Phänomen der *invisible hand* zu modellieren⁸: Niemand hat ihn absichtlich so und nicht anders zusammengesetzt, dennoch haben viele ›intentional‹ an ihm mitgewirkt. *Invisible hand*-Erklärungen werden für soziale und kulturelle Phänomene herangezogen, denen sich kein einzelner Verursacher zuschreiben lässt, die vielmehr in einem Prozess entstanden sind, an dem zahlreiche Menschen mitgewirkt haben, ohne dies als Handlungsziel vor Augen gehabt zu haben.⁹ Entsprechend kann man sich einen Kanon als solches Zwei-Ebenen-Phänomen vorstellen, das kontingent, aber nicht willkürlich entstanden ist. Er resultiert aus zahlreichen einzelnen Handlungen (Mikroebene), die jede für sich einen anderen Zweck haben als den, einen Kanon zu bilden, und die unter Ausnutzung allgemeiner Prämissen einen Prozess in Gang gesetzt haben, der ihn (auf der Makroebene) dennoch entstehen lässt. Dem widerspricht nicht, dass es auch Instanzen gibt, die der ›Pflege‹ von Kanones dienen, dass also Kanones nicht allein aus kontingenten Handlungen entstanden sind, sondern auch mit gezielten Maßnahmen gestärkt und gefördert werden.

Eine *invisible hand*-Erklärung weist mindestens drei Vorteile gegenüber anderen Ansätzen auf. Ihr erster Vorteil liegt darin, dass sie zwei Erklärungstypen miteinander verbinden kann, die beide für sich genommen unbefriedigend sind: finale und kausale Erklärungen. Beispiele für finale Erklärungen bieten die komplexeren kontextorientierten Kanon-Modelle, wenn sie etwa die Entstehung einer Gruppe ausgezeichneter Texte mit der identifikationsstiftenden Leistung erklären, die solche Texte für ihre Trägergruppe haben. Kausale Erklärungen liegen vor, wenn mächtige Verursachergruppen dafür verantwortlich gemacht werden, dass Texte in einen Kanon einbezogen oder auch ausgegrenzt werden. Auch der oben angesprochene Hinweis auf Textmerkmale als Ursache für die Kanonisierung eines Textes argumentiert kausal. In finalen Erklärungen bleibt die Verbindung zwischen Explanandum und Explanans meist eher locker, während die stärkeren Kausalerklärungen im Bereich geisteswissenschaftlicher Phänomene in der Regel zu kurz greifen. Erst wenn beide Typen miteinander verbunden werden, steigt die Plausibilität einer Erklärung. Der zweite Vorteil besteht darin, dass

invisible hand-Erklärungen sich auf Prozesse beziehen und ihren Gegenstand nicht statisch auffassen.¹⁰ Das Phänomen, das sie erklären, wird in einer Momentaufnahme festgehalten, wird aber stets als Etappe in einer fortschreitenden Entwicklung verstanden, deren Bedingungen sich in der Zukunft so ändern können, dass dann eine andere Erklärung erforderlich wird. Diese Kontextsensibilität wird dadurch möglich, dass die Prämissen der Erklärung stets neu benannt werden müssen und ebenso der Prozess, den sie anstoßen, immer wieder neu zu beschreiben ist. Drittens lassen sich bewährte Annahmen der Kanon-Forschung in eine *invisible hand*-Erklärung von Kanones integrieren.

Um einen Literatur-Kanon als Phänomen der ›unsichtbaren Hand‹ erklären zu können, müssen zunächst die einzelnen Handlungen und Motive der Individuen untersucht werden, die an der Entstehung des Phänomens mitwirken, einschließlich ihrer Rahmenbedingungen (2.1). Im zweiten Schritt ist der Prozess zu erläutern, wie die Vielzahl der unterschiedlichen Handlungen zu dem zu erklärenden Phänomen führt (2.2). Das kann hier nur schematisch erfolgen. Aufzufüllen wären die abstrakten Überlegungen mit Hilfe des Materials aus historischen Untersuchungen zu einzelnen Kanonisierungs-Fällen, das ja für den akademischen Kanon reichlich vorliegt.¹¹ Abschließend ist das Phänomen ›der dritten Art‹ zusammenfassend zu skizzieren (2.3).

2.1 Mikroebene: Allgemeine Prämissen der Kanonbildung und Wertungen als deren Basis

Die allgemeinen Prämissen jeder Kanonbildung sind schlicht: (1) Kein Mensch kann alle literarischen Texte lesen. (2) Menschen tendieren zu sinnbesetztem Handeln. Während die erste Prämisse evidentermaßen zur Notwendigkeit führt, aus einer großen Menge auszuwählen, ist die zweite Prämisse kurz zu erläutern. Sie zielt auf die Beobachtung, dass Menschen aus einer größeren Menge beliebiger Objekte (im weiten Sinne) nicht irgendetwas wählen, sondern ihre Wahl unter bestimmte Kriterien stellen – sei es das eigene Bedürfnis oder der eigene Geschmack, sei es die Wichtigkeit des gewählten Objekts in einer bestimmten Hinsicht, seien es Kriterien von allgemeinerer Gültigkeit, etwa politischer oder moralischer Natur. Nicht auf diesen speziellen Kriterien oder ihrer Reichweite beruht zunächst einmal die Kanonbildung; jedoch auf der Tatsache, dass sie angewendet werden und so aus dem scheinbar willkürlichen Akt eine mit Sinn versehene Wahl machen. Die beiden Prämissen übernehmen die Funktion von Gesetzen, auf die andere *invisible hand*-Phänomene sich beziehen lassen, das heißt sie ermöglichen partielle Kausalerklärungen.¹²

Welches sind aber nun die Handlungen auf der Mikroebene, die zur Entstehung und Erhaltung eines Kanons beitragen? Diese Handlungen haben stets eine explizit oder implizit wertende Komponente. Das ist keine überraschende These; jedoch lässt sich die bekannte Annahme, dass wertende Handlungen im Umgang mit Literatur kanonrelevant seien¹³, hier aufnehmen und auf systematische Weise in ein Erklärungsmodell integrieren. Kanonrelevante Handlungen sind stets Akte der Wahl oder des Urteilens, die allerdings in der Regel recht unterschiedliche Handlungsziele haben. Einige Beispiele mögen das verdeutlichen: Solche wertenden Handlungen liegen vor, wenn ein zeitgenössischer Autor sich an der Sprache Kafkas orientiert und Problemsituationen, die dessen Texte kennzeichnen, in die Gegenwart überträgt; wenn der Verfasser einer Literaturgeschichte über die Werke schreibt, die für die Entwicklung der deutschsprachigen Literatur wichtig waren, und wenn er Goethes »Faust« das bedeutendste Werk der deutschen Literatur nennt; wenn eine Literaturkritikerin ein neues Buch vorstellt und es im Vergleich mit themengleichen Büchern, die jüngst erschienen sind, als besonders gelungen einschätzt; wenn eine Lehrerin für ihren Leistungskurs Deutsch Goethes »Werther« als anschlussfähiges Beispiel für die Literatur des 18. Jahrhunderts wählt; wenn Studierende der Neueren deutschen Literatur sich ihren Stundenplan für das nächste Semester zusammenstellen; wenn ein Universitätslehrer festlegt, über welche Texte er seine nächsten Veranstaltungen hält; wenn er in einem Beitrag zur Fontane-Forschung den »Stechlin« in einen soziokulturellen Kontext stellt und ihn als Beispiel für den antisemitischen Diskurs seiner Zeit deutet; wenn die Feuilleton-Redakteurin einer überregionalen Zeitung eine große Retrospektive zum hundertsten Geburtstag von Marie Luise Kaschnitz beschließt; wenn eine Leserin den letzten, nicht mehr ganz neuen Roman von Peter Handke kauft, Martin Walsers gerade erschienenen, umstrittenen Schlüsselroman aber bewusst liegen lässt.

Trotz ihrer Unterschiedlichkeit weisen Handlungen wie diese zwei Gemeinsamkeiten auf, die es erlauben, sie als ›kanonrelevant‹ einzustufen (wenn es auch unterschiedliche Kanones sein können, für die sie wichtig sind): ihr normatives Moment und die Tatsache, dass die Subjekte, die die Handlungen vollziehen, dies in bestimmten Rollen tun. Die erste Bestimmung ist unter der Mikroperspektive zu untersuchen, die zweite im folgenden Abschnitt unter der Makroperspektive.

Das normative Moment in den Beispielen liegt darin, dass jeder der genannten Handelnden eine Wertung vollzieht.¹⁴ Mit dem Begriff ›Wertung‹ wird in aller Regel eine Handlung bezeichnet, mit der ein Subjekt einem Objekt die Eigenschaft zuordnet, in Bezug auf einen Wertmaßstab positiv oder negativ zu sein. Ein Objekt ist demnach niemals als solches wertvoll oder wertlos, sondern erhält diese Qualität erst, wenn man es auf einen Wertmaßstab

bezieht und fragt, ob und wie stark es diesem Maßstab entspricht. Im literarischen Kontext können die gewerteten Objekte Texte sein, aber auch literarische Gattungen, Autoren, deren Verhalten, Konstellationen im literarischen Leben einer Zeit und vieles andere. Stehen Texte im Mittelpunkt der Wertung, können es die Texte als ganze sein, aber auch einzelne ihrer Komponenten, etwa ihre formalen oder sprachlichen Merkmale.

Wertungen literarischer Texte (und anderer literarisch relevanter Objekte) lassen sich zwei Typen zuordnen, wie die oben entworfene Beispielreihe zeigt: Wertungen, die sich sprachlich äußern, und Wertungen, die in nonverbalen Handlungen vollzogen werden. In sprachlichen Wertungen wird explizit über einen Text geurteilt, oder er wird implizit gewertet, indem mit anderer Aussage-Intention etwas über ihn gesagt wird. Wird ein Text in einem Akt der Auswahl anderen Texten vorgezogen, so liegt eine motivationale Wertung vor. Für diesen nicht-sprachlichen Typ des Wertens bilden Wertmaßstäbe die motivierende Basis der Handlung – eine Basis, die in der Regel implizit bleibt, aber nachträglich thematisiert werden kann. Beide Typen der Wertung, nicht nur das sprachliche Urteilen über Texte, stellen Handlungen dar, die für die Kanonbildung von Bedeutung sind. Verallgemeinernd gesagt, sorgen die motivationalen Wertungen dafür, dass bestimmte Texte gelesen, verlegt und vermittelt werden oder eben nicht, während die sprachlichen Wertungen dafür Argumente an die Hand geben. In Wertungen werden die beiden Prämissen der Kanonbildung umgesetzt: die Notwendigkeit auszuwählen und das Erfordernis, dies nicht willkürlich zu tun.

Aus der Sicht der Handelnden jedoch geht es in allen Beispielen um etwas anderes. Zum einen verfolgen sie unterschiedliche Ziele, etwa die Idee für eine Erzählung auf befriedigende Weise literarisch umzusetzen, Schüler in den verstehenden Umgang mit Klassikern einzuüben, Studierenden literarhistorisches Wissen anhand geeigneter Beispiele zu vermitteln, literarisch Interessierten belletristische Neuerscheinungen vorzustellen und qualitativ zu hierarchisieren oder ein gutes Buch für die abendliche Lektüre zu finden. Abhängig von diesen Zielen erheben die Handelnden mit ihren Wertungen abweichende Ansprüche auf Verbindlichkeit. Das Spektrum reicht vom öffentlich geäußerten Werturteil in einer Literaturgeschichte, mit dem eine hohe Verbindlichkeit beansprucht wird, bis zur privaten Kauf- und Leseentscheidung. Zum anderen sind in den meisten Fällen auch die eigenen Vorlieben und Interessen mit im Spiel, etwa die Überzeugung, das Beste, Spannendste, Wichtigste oder Schönste auszusuchen oder zu vermitteln, verbunden mit mehr oder weniger klaren, stets schwer zu begründenden Vorstellungen davon, was gute Literatur ausmache. Begründet werden solche Überzeugungen mit Hinweis entweder auf bestimmte Leistungen, die die entsprechenden Texte erbracht haben oder erbringen, oder auf bestimmte Merkmale, die sie aufweisen. Schon auf der Ebene der Handlungsziele und

Intentionen werden also die beiden Kriterien gewählt, die die eingangs gegenübergestellten Kanon-Modelle kennzeichnen: ein kontextuelles Kriterium, das im akademischen Zusammenhang meistens auf die literarhistorische Wirksamkeit der Texte zielt, und ein textuelles Kriterium, das sich auf die Eigenschaften der Texte bezieht.

Ein Typ von Handlungen bildet eine Ausnahme zu dem eben Gesagten. Wer etwa schulische Curricula aufstellt oder Leselisten für das Literaturstudium verfasst, vollzieht Wertungshandlungen, die direkt im Dienste der Kanon-Pflege in Schule und Universität stehen. Solche Handlungen visieren per definitionem und ohne andere Zielvorgaben an, vorhandene Kanon-Hierarchien zu unterstützen oder zu modifizieren. Allerdings bildet dieser Handlungstyp, quantitativ betrachtet, nur einen kleinen Teil unter allen sprachlichen und motivationalen Wertungen, die zur Ausbildung und Tradierung von Kanones beitragen.

2.2 Makroebene: Wie entsteht aus den einzelnen Wertungen das Phänomen ›Kanon?‹

Die skizzierten Handlungen im Umgang mit Literatur wirken mit den allgemeinen Prämissen der Kanonbildung in dynamischen Prozessen zusammen, an deren jeweils betrachteten Endpunkten Kanones stehen oder, besser gesagt, rekonstruierbar sind. Zwei Bedingungen sind hier zu beachten, die zur Kanonbildung beitragen: (1) die Rückkopplung der einzelnen Handlungen an das Literatursystem und (2) die Akkumulation von Wertungen.

(1) Bezieht man sich noch einmal auf die Beispielreihe im vorigen Abschnitt, so ist nun ein Aspekt zu berücksichtigen, der über die Intentionen der Handelnden hinausgeht. Die exemplarisch skizzierten Handlungen gehören unterschiedlichen Typen an, die mit den jeweils eingenommenen Handlungsrollen variieren.¹⁵ Alle genannten Akteure üben Funktionen im Literatur-System aus¹⁶; daher ist keine ihrer Handlungen rein privater Natur, sondern stets über bestimmte Kanäle an das System rückgebunden, sei es über den finanziellen Kanal, die Verkaufszahlen der Bücher; sei es über die öffentliche Kommunikation in Literaturkritik und -wissenschaft, über Seminar-Statistiken und anderes. Auch wenn im Einzelfall und in der eigenen Wahrnehmung andere Absichten im Mittelpunkt stehen können, sind die Ziele der Handelnden von ihren Rollen mitbestimmt. Als Gymnasiallehrerin, Universitätsdozentin, Verlegerin, Buchhändlerin oder als Kritikerin wertere ich mit jeweils anderen Vorgaben durch die Institution, in der ich mich bewege. Neben dem Handlungsziel sind es meine Kriterien, die von meiner Rolle mitbestimmt, wenn auch natürlich nicht determiniert werden. Auch die umgekehrte Blickrichtung gilt. Jeder Verfasser einer Literaturgeschichte

beispielsweise wird in seine Auswahl, eventuell auch in seine Urteile persönliche Vorlieben einfließen lassen. Aber selbst wenn er das in besonders deutlichem Maße macht oder wenn er ästhetisches Vergnügen zum Kriterium seiner Wahl erhebt – also ein Kriterium, das von verschiedenen Personen auf unterschiedliche Weise sowie in Verbindung mit jeweils anderen Werken realisiert wird und daher keine allgemeine Verbindlichkeit beanspruchen kann¹⁷ –, so ist das Resultat doch keineswegs subjektiv. Zumindest nicht in dem Sinne, dass es letztlich »seine Sache« sei, wie er wählt oder urteilt. Private Vorlieben verlieren ihren privaten Status, wenn sie auf Handlungen im Rahmen einer Institution einwirken, was nicht nur populäre Literaturgeschichten tun.

Für die meisten meiner Beispiele mögen diese Überlegungen einleuchten, nicht aber für die Rolle der Leserin ohne dahinterstehende Institution. Wie verträgt sich deren Rolle mit der These, dass die Wertungen im Literatursystem keinen privaten Status haben? Gibt es etwas Subjektiveres als die Entscheidung, dieses Buch zu lesen und nicht doch lieber ein anderes? Diese Frage zielt auf die individuellen und kollektiven Komponenten einer Wertung. Neben den Handlungsrollen bildet das Zusammenspiel individueller und kollektiver Faktoren den zweiten Aspekt, unter dem sich von einer Rückkopplung der einzelnen Wertung an das Literatursystem sprechen lässt. Faktisch wirken im Wertungsvorgang kollektive Faktoren auf die individuellen ein und umgekehrt.¹⁸ Jedoch lassen sich aus analytischen Gründen vier Momente unterscheiden: persönliche Vorgaben, literarische Sozialisation, institutionelle Sozialisation und biologische Grundlagen.

Am individuellen Pol der wertungsrelevanten Faktoren stehen die persönlichen Vorgaben. Wie der eigene literarische Geschmack ausgeprägt ist, ob man Lyrik anstatt Prosa bevorzugt, welche Themen interessant erscheinen, ob man einen knappen, aphoristischen oder einen breiter angelegten, anekdotischen Stil bevorzugt und ähnliches – alles das scheinen die am wenigsten verallgemeinerbaren Aspekte des Wertens zu sein. Dennoch bestimmen die entsprechenden Maßstäbe eine Wertung nicht in Reinform. Schon auf die Ausbildung des Geschmacks wirkt die literarische Sozialisation, also ein kollektivierender Faktor, mit ein. Darüber hinaus lassen sich nicht alle persönlichen Vorgaben in jeder Wertungssituation aktualisieren, das heißt die Situation und ihre Vorgaben schränken den Einsatz subjektiver Faktoren ein.

Die literarische Sozialisation in Elternhaus und Schule bindet die Wertungen des Einzelnen an kulturelle Standards, an einen zumindest gruppenspezifischen Konsens.¹⁹ Dabei geht es um die Vermittlung »einfacher« literaturbezogener Fähigkeiten, etwa die Einübung in den Fiktionalitätskontrakt oder in den Umgang mit verschiedenen Medien, aber auch schon, spätestens in der Schule, um die Bekanntschaft mit »guter« und »schlechter« Literatur. Wie auch immer die einzelne Sozialisationsgeschichte verläuft, das Kanon-

wissen eines Handelnden bestimmt als Folie die Wahrnehmungen, Deutungen und Wertungen von Texten mit.

Der zweite kollektivierende Faktor liegt in der Sozialisation durch die Institution, in der ein Subjekt handelt. Nimmt man als Beispiel den akademischen Umgang mit Literatur, dann spielen Normen und Werte der Institution Literaturwissenschaft die zentrale Rolle. Sie wirken über die disziplinäre Einübung auf das Verstehen und Deuten literarischer Texte und die hiervon bestimmte Aneignung eines großen Textkorpus. Im deutschsprachigen Raum steht diese Sozialisation noch immer unter autonomieästhetischen Vorzeichen. Studierende werden in die literaturwissenschaftliche Praxis mit Hilfe kanonisierter Texte eingeübt, anhand derer unter anderem die Wahrnehmung und Deutung bestimmter Texteigenschaften trainiert werden. Als wichtigste höherstufige Textmerkmale, denen gleichbenannte Maßstäbe ihren Wert verleihen, gelten wohl noch immer Komplexität und Selbstbezüglichkeit, die Offenheit garantiert. Zur literaturwissenschaftlichen Sozialisation zählt ebenfalls die Übernahme und »Verinnerlichung« einer Literaturkonzeption. Da aber die literaturtheoretischen Positionen stark voneinander abweichen, scheint hiermit ein Argument gegen die Disziplinweite und für eine eher Bezugsgruppen-spezifische Gültigkeit von Wertungen gefunden zu sein. Das trifft jedoch nur teilweise zu. Faktum ist, dass auch Anhänger separatistischer Theorien kanonisierte Texte schätzen²⁰, was auch nicht verwundert. Zum einen brauchen sie wenigstens eine Konstante, damit ihr Umgang mit Texten vergleichbar bleibt, zum anderen schaffen Neu-Deutungen der »wertvollen« Texte eine Legitimationsbasis, auf der sich die Leistungen der neuen Ansätze gegen die dominierenden traditionell-philologisch orientierten Verfahren behaupten können. Geeignet für diese Strategien sind die kanonisierten Texte deshalb, weil sie als komplex und offen gelten, also Eigenschaften aufweisen, die es ermöglichen, sie immer wieder neu zu interpretieren.

Am wenigsten erforscht sind die biologischen Grundlagen literarischer Wertungen. Was jemand für gut oder ästhetisch befriedigend hält, ist aber wohl nicht allein ein Produkt seiner Erziehung, sondern wird auch von biologischen Dispositionen mitbestimmt. Für einen der klassischen Wertmaßstäbe, das »Schöne«, verstanden als visuell Schönes, ist diese These mehrfach untersucht worden. Für das literarisch Schöne ließen sich Übertragungen vornehmen.²¹ Zu erwarten sind Befunde auf der lautlich-rhythmischen Ebene, ebenso wie eine Vorliebe für bestimmte Gestaltphänomene, etwa Kreisstrukturen, symmetrische Beziehungen und Harmonie im Sinne der Gleichgewichtigkeit und Kohärenz von Texteinheiten.²² Dass solche Textmerkmale oder -strukturen auf einer primären, der Sozialisation vorgelagerten Ebene wahrgenommen werden, ist wahrscheinlich. Sie müssen allerdings nicht positiv, zum Beispiel eben als schön gewertet werden, sondern können ebenso

negativ eingestuft werden, etwa von der theoretischen Position einer negativen Ästhetik aus als anachronistisch oder ideologisch verdächtig.

Die letzten drei Faktoren bewirken, dass die einzelne Wertungshandlung – selbst der private Buchkauf – nicht in einer beliebigen oder anomischen Situation vollzogen wird. Handelnde im Literatursystem können zwar sozialisierte Maßstäbe modifizieren, und wegen der Vielzahl von Faktoren, die in einer Wertungshandlung zusammenkommen, haben sie einen relativ weiten Spielraum. Bereits die Möglichkeiten, situative, kriterien- und objektbezogene Faktoren miteinander zu kombinieren, machen identische Wertungen nicht sehr wahrscheinlich. Jedoch fallen die Wertungen auch wieder nicht so unterschiedlich aus, wie es die beliebte Formel ›Wertung ist subjektiv‹ nahe legt. Tatsächlich werten verschiedene Personen zumindest gruppenweise ähnlich, und für die Kanonbildung ist es darüber hinaus zunächst einmal unerheblich, aus welchen Gründen dieselben Texte ausgewählt oder positiv beurteilt werden. Anders gesagt: Ein Literatur-Kanon kann entstehen beziehungsweise gestützt werden, weil die Wertungshandlungen nicht in alle Richtungen diffundieren, sondern gewissermaßen gebündelt werden. Diese Bündelung kommt zustande, weil verschiedene kollektivierende Faktoren den individuellen Spielraum einzelner Handlungen einschränken.

(2) Mit dem gerade skizzierten Mechanismus hängt das Phänomen der Akkumulation von Wertungen eng zusammen. Es hat einen quantitativen und einen qualitativen Aspekt. Kanonbildung setzt zum einen eine breitere Tendenz voraus, in der gleichgerichtete Wertungen übereinstimmen. Das einzelne Urteil und der einzelne Wahlakt haben in aller Regel nur eine minimale Bedeutung für das Resultat, einen Kanon; erst die Masse macht's. Zum anderen sind Unterschiede im Gewicht der einzelnen Urteile zu veranschlagen. Hier kann es entscheidend sein, in welcher Institution gewertet wird, in welchem Publikationsorgan die Wertung vermittelt wird, wie gewichtig die Position eines Handelnden ist, an welcher Stelle in der öffentlichen Karriere eines Buches die Wertung ansetzt und anderes. Aber auch unter diesem qualitativen Aspekt sollte die Macht einzelner Akteure nicht überschätzt werden. Rien T. Segers' These, dass nur die »Ausleiher und Käufer von Büchern« eine bestimmte Gruppengröße brauchen, weil sie allein über ›massenhafte Handlungen‹ kanonwirksam werden können²³, muss meines Erachtens auf die anderen Kategorien von Handelnden im Literatursystem ausgedehnt werden. Zwar ist es evident, dass es Unterschiede gibt. Wertet ein Zensor oder eine Verlegerin einen Text negativ, so kommt dem ohne Frage eine entscheidende Bedeutung zu, anders als etwa der Weigerung eines ›Normallesers‹, ein Buch zu lesen. Für das Gros der Handlungen im Literatursystem jedoch kommt es nicht so sehr auf das einzelne Urteil oder den einzelnen Wahlakt, sondern auf breitere Tendenzen an. Literaturgeschichten beispielsweise haben von Beginn an eine wichtige Rolle für die Entstehung²⁴

und Erhaltung des akademischen Kanons gespielt. Jedoch lassen sich nicht ein oder zwei ›Meinungsmacher‹ benennen, vielmehr bewirkt die Vielzahl der gleichen oder doch in weiten Teilen ähnlichen Wertungen sprachlicher und motivationaler Art, dass der akademische Kanon in seinem Kernbereich über lange Zeit gleichgeblieben ist. Einzelne Abweichungen werden nur kanonrelevant, wenn sich weitere gleichgerichtete Wertungshandlungen anschließen.

2.3 Was also ist ein Literatur-Kanon? (Zugleich eine Zusammenfassung)

Folgt man dem zugrundegelegten Modell, dann besteht ein Literatur-Kanon aus einer Teilmenge der Menge aller literarischen Texte²⁵, nämlich den ausgezeichneten Texten, die als besonders wertvoll, wichtig oder einflussreich gelten und an deren Tradierung einer Trägergruppe gelegen ist. Zentral für das Konzept eines Kanons als Phänomen der *invisible hand* ist seine Genese. Als Antezedens-Bedingungen fungieren bestimmte normative Handlungen von Individuen, und zwar sprachliche und motivationale Wertungen. Sie bilden die Basis für das Entstehen und Erhalten eines Kanons. Zwar zielen nur die wenigsten wertenden Handlung direkt darauf ab, einen Kanon zu stützen oder zu verändern; aber auch wenn ein Handelnder dies nicht beabsichtigt, ›arbeitet‹ er am Kanon mit. Damit ein Literatur-Kanon zustande kommt, sind zwei allgemeine Prämissen zu veranschlagen: die Notwendigkeit, (1) aus einer unüberschaubaren Menge von Texten auszuwählen und (2) solche Auswahl begründet vorzunehmen (was nichts über die Gültigkeit der Auswahlkriterien aussagt).²⁶ Die Antezedens-Bedingungen und die allgemeinen Prämissen wirken in Prozessen der Kanonbildung zusammen: Sie führen zu einer unvermeidbaren Reduktion der faktischen Textmenge²⁷, zur Konzentration auf wenige Autoren oder Texte.

Was aber ist mit der Normativität des Kanons? Sie ist nicht als Produkt des *invisible hand*-Prozesses aufzufassen, sondern als Zuschreibung post festum. In Abschnitt 2.1 wurde deutlich, dass das normative Moment einer Wertung auf der Mikroebene die Auswahl bewirkt und sie zugleich als eine sinnhafte Handlung rechtfertigt. Diese ›Rechtfertigung‹ erfolgt durch den meist impliziten Bezug auf einen vorausgesetzten Wertmaßstab. Auf der Makroebene entspricht solcher Normativität der Wahl die Normativität des Gewählten: Was durch Kanonisierungsprozesse entsteht, kann kein willkürlich zusammengesetztes Korpus sein, sondern muss nicht nur sinnvoll, sondern auch wertvoll sein. Der Kanon erhält präskriptiven Charakter. Allerdings ›ergibt‹ sich dieser Charakter nicht aus den Handlungen auf der Mikroebene, sondern wird deren Resultat erst sekundär zugeschrieben. Das Postulat, dass die Texte des Kanons wertvoll seien und also auch als Maßstab dienen können,

wird von ›Beobachtern‹ aufgestellt, ist also wiederum auf einer intentionalen Handlungsebene anzusetzen, wenn auch auf einer, auf der das ›Phänomen der dritten Art‹ reflektiert wird. Die Normativität des Kanons sorgt unter anderem dafür, dass das Phänomen Kanon an die Mikroebene der Wertungshandlungen rückgebunden wird. Dies ist immer dann der Fall, wenn Kanonwissen die Handlungen einzelner Personen beeinflusst.

Für den normativen Charakter von Kanones wird in der Regel eine Erklärung angeführt: Es ist eine Menge von Texten erforderlich, um wichtige Leistungen für eine Trägergruppe zu erbringen. Diese Leistungen sind des Öfteren herausgearbeitet worden. So tragen Kanones dazu bei, die Identität einer Gruppe zu stiften, sie gegen andere Gruppen abzugrenzen und zu legitimieren, und sie bieten Orientierung, indem sie als Maßstab für Anschluss-handlungen dienen.²⁸ Für Autoren etwa liegt die Orientierungsleistung eines Kanons darin, etablierte Texte imitieren oder sich auf innovative Weise abgrenzen zu können; für Leser liegt sie in der erleichternden Begrenzung vorhandener Rezeptionsmöglichkeiten. Literaturvermittlern gibt ein Kanon einen Maßstab an die Hand, den literarischen Markt mit entsprechenden Initiativen zu strukturieren, und Literaturverarbeitern ermöglicht er, den eigenen Literaturbegriff zu multiplizieren und, im wechselseitigen Unterstellen des Kanonwissens, sich Grundlagendiskussionen zu ersparen.²⁹ Die abstrakt formulierten Leistungen von Kanones können unterschiedlich gefüllt werden, so dass das Nebeneinander verschiedener Kanones je nach Trägergruppe plausibel wird.

Lässt sich auf diese Weise die soziale Notwendigkeit präskriptiver Kanones final erklären, so entspricht dem in einer internen Argumentationsstrategie mit Blick auf die gewählten Texte eine kausale Erklärung. In der finalen Erklärung geht es nur um ›eine‹ Menge von Texten; kausal gesehen, sind es aber gerade die gewählten Texte, die diese Leistungen übernehmen können, weil sie so und nicht anders beschaffen sind. Die Forderung, dass ein Kanon nicht beliebig sein könne, zieht unter der textbezogenen Perspektive zwingend das Postulat nach sich, dass es bestimmte Eigenschaften geben müsse, die die Kanon-Texte aufzuweisen haben. Diese Merkmale bilden den Grund dafür, dass gerade die ausgezeichneten und keine anderen Texte gewählt wurden. In dieser ›internen Logik‹ ist der Hinweis darauf, dass es aber auch zahlreiche Texte gebe, die ebenso beschaffen, jedoch ausgegrenzt worden seien, unerheblich. Zumindest bildet er kein Argument gegen die Relevanz von Textmerkmalen. Dieser Sachverhalt ist im letzten Abschnitt noch einmal aufzunehmen. Hier bleibt, die Bestimmung von ›Literatur-Kanon‹ um ein Moment zu ergänzen: Für die Auswahl der Kanon-Texte wird Normativität beansprucht. Diese Normativität bezieht sich auf die Beschaffenheit der Texte sowie auf ihre Leistungen für die Trägergruppe.

3 Für eine stärkere Berücksichtigung von Textmerkmalen

Von dieser Modell-Basis aus ist abschließend wieder auf die Ausgangsfrage nach dem Verhältnis von Kontextfaktoren und Texteigenschaften zurückzukommen. Es zeigte sich, dass Textmerkmale (1) auf der Mikroebene einen wichtigen Bezugspunkt für die intentionalen Akte des Wählens oder Urteilens bilden (wenn überhaupt Texte gewertet werden) und (2) einen hohen argumentativen Stellenwert für die interne Erklärung haben, weshalb ein Kanon die gewählten und keine anderen Texte enthält. Warum aber spielen Textmerkmale in den meisten Kanon-Modellen kaum eine Rolle, zumindest keine profilierte? Zum einen lässt sich die Konzentration auf Mechanismen der Rezeption und Distribution als Reaktion auf essenzialistische Vorstellungen vom Kanon verstehen. Sie richtet sich also gegen Modelle, nach denen ein Text seine Stellung im Kanon allein seinen Qualitäten zu verdanken habe. Zum anderen ist diese Bewegung weg von den Eigenschaften eines Textes im Zusammenhang mit einer allgemeineren Tendenz in der literaturwissenschaftlichen Theoriebildung zu sehen. Die These, dass die Summe seiner Merkmale einen Text konstituiere, wurde abgelöst durch verschieden stark formulierte konstruktivistische Annahmen. Ein literarischer Text ›enthält‹ demnach keine Eigenschaften, sondern sie werden ihm von wahrnehmenden und deutenden Subjekten zugeschrieben. In Konsequenz dieser Annahme fokussieren die Kanon-Modelle zu Recht auf die wahrgenommenen Eigenschaften von Texten. Der Filter, der die Wahrnehmung festlegt, wird aber unter anderem von den Normen bestimmt, die die Handelnden vertreten, von ihren Zielvorgaben und den Bedingungen der sozialen Situation, in der sie agieren.³⁰ Also konzentriert man sich auf diese Faktoren. Auf diese Weise jedoch entsteht ein blinder Fleck in den meisten Kanon-Modellen. Dass Texte sich formal und inhaltlich unterscheiden, wird selbstverständlich nicht geleugnet, aber es wird auch kaum untersucht, ob sich denn Gemeinsamkeiten kanonisierter Texte aufzeigen lassen und welche dies sind.³¹ Über pauschale Thesen wie die, dass kanonisierte Texte komplex zu sein haben oder dass sie die Eigenschaften aufweisen müssen, die vom vorausgesetzten Literaturbegriff her als wertvoll gelten³², gehen die Aussagen meist nicht hinaus. Hier gibt es noch einiges zu forschen und zu präzisieren.³³ Mit entsprechenden Untersuchungen wird die Bedeutung kontextueller Faktoren wie des kulturellen Kapitals, der vorgängigen symbolischen Ordnung oder politischer Rahmenbedingungen für die Kanonisierungsprozesse nicht geschmälert. Vielmehr ginge es darum, das Zusammenspiel beider Faktoren stärker in den Blick zu nehmen.

So wäre zu untersuchen, in welcher Beziehung einfache sprachliche und formale Merkmale kanonisierter Texte, die sich intersubjektiv beschreiben lassen, zu den höherstufigen Eigenschaften stehen, die ihnen gewöhnlich

zugeschrieben werden. Dies sind Eigenschaften, denen Wertmaßstäbe entsprechen, deren Zuschreibung also bereits eine Wertung darstellt. Zu ihnen zählen Eigenschaften wie ›Komplexität‹, ›Selbstbezüglichkeit‹ oder ›Offenheit‹, die in den meisten heute vorausgesetzten Literaturtheorien sehr hoch eingestuft werden. Wie müssen literarische Texte beschaffen sein, damit ihnen solche wertvollen Eigenschaften zugeschrieben werden? Fragen wie diese lassen sich historisierend beantworten, indem etwa rekonstruiert wird, unter welchen Rahmenbedingungen (verschiedene Literaturtheorien, geschichtliche Situation und anderes) welche Zuordnungen vorgenommen werden. Dabei geht es in der Regel um innovative oder formprägende Eigenschaften der Texte. Würde sich literaturwissenschaftliche Forschung auf historische Rekonstruktionen beschränken, wäre das Problem des Zusammenspiels von Textmerkmalen und Kontextfaktoren in solchen Vergleichsstudien zu lösen. Allerdings werten Literaturwissenschaftler auch heute mit Bezug auf Textmerkmale, und sie setzen implizites Wissen über kanonische Textqualitäten auf bestimmte Weise ein: als wechselseitig unterstelltes Wissen, das einen Konsens sichert, um ständige Grundsatzdiskussionen zu vermeiden. Schon aus Gründen der Legitimation des eigenen Vorgehens sind daher verstärkte Bemühungen auch in eine andere Richtung zu fordern: ästhetische Kriterien und ihren Gegenstandsbezug auf einem Niveau zu reflektieren, das über intuitive Qualitätszuschreibungen auf subjektiver Basis hinausgeht.

1 Vgl. z. B. Barbara Herrnstein Smith: »Contingencies of Value. Alternative Perspectives für Critical Theory. Cambridge«, London 1988; John Guillory: »Cultural Capital. The Problem of Literary Canon Formation«, Chicago 1993; die meisten Beiträge in Maria Moog-Grünwald (Hg.): »Kanon und Theorie«, Heidelberg 1997, und in Renate von Heydebrand (Hg.): »Kanon Macht Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildungen. Akten des DFG-Symposiums Steinheim, September 1996«, Stuttgart, Weimar 1998. Einen erhellenden Einblick auch in einen begrifflich-theoretischen Konsens neuerer Kanon-Forschungen bietet Hermann Korte: »Neue Blicke auf den literarischen Pantheon? Paradigmen und Perspektiven der historischen Kanonforschung«, in: »DU« 50 (1998), H. 6, S. 15–28. — 2 Vgl. dazu Renate von Heydebrand: »Kanon Macht Kultur – Versuch einer Zusammenfassung«, in: dies. (Hg.): »Kanon Macht Kultur«, a. a. O., S. 612–625, hier S. 617–621. — 3 Ein beliebiges Beispiel: Gerhard Schulz: »Die deutsche Literatur zwischen Französischer Revolution und Restauration 1789–1806«, München 1983. — 4 Neuestens Heinz Schlaffer: »Die kurze Geschichte der deutschen Literatur«, München 2002. — 5 Ich gehe in diesem Beitrag nur auf das Phänomen des materialen Kanons ein; für Deutungskanones wären ähnliche Überlegungen anzustellen. — 6 So Cees J. van Rees: »Wie aus einem literarischen Werk ein Meisterwerk wird. Über die dreifache Selektion der Literaturkritik«, in: Peter Finke / Siegfried J. Schmidt (Hg.): »Analytische Literaturwissenschaft«, Braunschweig 1984, S. 175–202. — 7 Nur einige Beispiele: Zu Joyces »Ulysses«: Gottlieb Gaiser: »Litera-

turgeschichte und literarische Institutionen. Zu einer Pragmatik der Literatur«, Meitingen 1993, S. 154–163, zu Eichendorffs »Aus dem Leben eines Taugenichts«: Hermann Korte: »Taugenichts«-Lektüren. Eichendorff im literarischen Kanon«, in: »IASL« 24 (1999), H. 2, S. 17–70; auch das umfangreiche Material zu Droste-Hülshoff in Winfried Woesler: »Modellfall der Rezeptionsforschung: Droste-Rezeption im 19. Jahrhundert. Dokumentation, Analysen, Bibliographie«, 3 Bde., Frankfurt/M. 1980. — 8 Diese von Adam Smith für den ökonomischen Bereich geprägte Metapher wird auch auf andere Bereiche übertragen; vgl. z. B. Rudi Keller: »Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache«, 2., überarb. u. erw. Aufl., Tübingen, Basel 1994, S. 95–109. — 9 »Eine Invisible-hand-Erklärung erklärt ihr Explanandum, ein Phänomen der dritten Art, als die kausale Konsequenz individueller intentionaler Handlungen, die mindestens partiell ähnliche Intentionen verwirklichen.« Ebd., S. 100 f. — 10 Vgl. dazu ebd., S. 99. — 11 Vgl. dazu noch einmal die Beispiele in Anm. 7. — 12 Vgl. dazu noch einmal Keller: »Sprachwandel«, a. a. O., S. 101. — 13 Vgl. z. B. Renate von Heydebrand: »Probleme des ›Kanon‹ – Probleme der Kultur- und Bildungspolitik«, in: Johannes Janota (Hg.): »Methodenkonkurrenz in der germanistischen Praxis. Vorträge des Augsburger Germanistentags 1991«, Bd. 4, Tübingen 1993, S. 3–22. — 14 Zu den folgenden Überlegungen vgl. genauer Renate von Heydebrand / Simone Winko: »Einführung in die Wertung von Literatur«, Paderborn 1996, Kap. 1.3 bis 1.5. — 15 Vgl. dazu z. B. Segers, der mit Gebhard Rusch zehn Handlungskategorien unterscheidet; Rien T. Segers: »Durchbruch und Kanonisierung. Eine neue Provokation für die Literaturgeschichtsschreibung? Oder: Wie konnte Virginia Woolf so berühmt werden?«, in: »SPIEL« 12 (1993), S. 1–22, hier S. 3. — 16 Zu diesem Zusammenhang vgl. auch Bernhard F. Scholz: »Literarischer Kanon und literarisches System«, in: Günter Berger (Hg.): »Literarische Kanonbildung in der Romania«, 3. Aufl., Rheinfelden 1987, S. 55–85; Siegfried J. Schmidt / Peter Vorderer: »Kanonisierung in Mediengesellschaften«, in: Andreas Poltermann (Hg.): »Literaturkanon – Medienereignis – Kultureller Text. Formen interkultureller Kommunikation und Übersetzung«, Berlin 1995, S. 144–159, hier S. 144 f.; auch Gaiser: »Literaturgeschichte und literarische Institutionen«, a. a. O., Kap. 4. — 17 So der Vorwurf Klaus Weimars gegen Heinz Schlaffer und seine Literaturgeschichte; Klaus Weimar: »Lesen wollen wir nur, was uns auch Vergnügen bereitet«, in: »Süddeutsche Zeitung«, 3.5.2002, S. 18. — 18 Vgl. dazu genauer Friederike Worthmann: »Literarische Kanones als Lektüremacht. Systematische Überlegungen zum Verhältnis von Kanon(isierung) und Wert(ung)«, in: Heydebrand (Hg.): »Kanon Macht Kultur«, a. a. O., S. 9–29. — 19 Zu den Faktoren und Mechanismen literarischer Sozialisation vgl. Hartmut Eggert / Christine Garbe: »Literarische Sozialisation«, Stuttgart u. a. 1995, Kap. V und VI. — 20 Auf den engen materialen Kanon der Poststrukturalisten wurde des öfteren hingewiesen, vgl. z. B. Christian Moser: »Dekonstruktion und (De-)Kanonisierung bei Paul de Man«, in: Moog-Grünwald (Hg.): »Kanon und Theorie«, a. a. O., S. 91–105, hier S. 91. Erweiterungen des Kanons, wie sie für die USA typisch sind, finden sich für die deutschsprachige Germanistik nicht; für das Beispiel der *postcolonial studies* vgl. Thomas Wägenbaur: »Gegen-Welt-Literatur. Der Beitrag des Dekonstruktivismus zur gegenwärtigen Veränderung des komparatistischen Kanons«, ebd., S. 129–138, hier S. 136 f. — 21 Schon mit Übertragung auf die Literatur z. B. Ernst Oldemeyer: »Ebenen der Schönheitserfahrung und des Sprachgebrauchs ›schön‹/›Schönes‹/›Schönheit‹«, in: Siegfried J. Schmidt (Hg.): »›schön‹. Zur Diskussion eines umstrittenen Begriffs«, München 1976, S. 96–134, hier S. 99–105. Als kulturübergreifende Universalie u. a. in Ellen Dissanayake: »Homo Aestheticus: Where Art Comes From and Why«, New York 1992. Mit Bezug auf Lustgewinn z. B. Karl Eibl: »Vom Nutzen unnützer Erzählungen. Die evolutionäre Psychologie und die Literatur«, in: Fotis Janidis / Gerhard Lauer / Matias Martinez / Simone Winko (Hg.): »Regeln der Bedeutung«, Berlin 2003 (im Druck), Kap. 6. — 22 Zumindest dann, wenn man Untersuchungen über die kulturübergreifenden Vorstellungen von menschlicher Schönheit verallgemeinern darf; vgl. dazu M. R. Cunningham / A. R. Roberts / A. P. Barbee / P. B. Druen / C. H. Wu: »Their Ideas of Beauty are, on the Whole, the Same as Ours. Consistency and Variability in the Cross-Cultural Perception of Female Physical Attractiveness«, in: »Journal of Personality and Social Psychology« 68 (1995), S. 261–279. — 23 Segers: »Durchbruch und Kanonisierung«,

a. a. O., S. 3. — **24** Anders als Willems halte ich nicht die Autoren für diejenige Gruppe, denen allein das Entstehen des bildungsbürgerlichen Kanons zu verdanken ist; andere Instanzen, etwa die Literaturgeschichtsschreibung, denen Willems eine nur sekundäre Funktion zuschreibt, haben maßgeblich am Bild und Korpus des ›Klassischen‹ mitgewirkt; vgl. Gottfried Willems: »Der Weg ins Offene als Sackgasse. Zur jüngsten Kanon-Debatte und zur Lage der Literaturwissenschaft«, Bonn 2000, S. 20 f. — **25** Dagegen stehen klassifikatorische Versuche, Kanones selbst als Texte oder als »Matrizen für Texte« zu fassen; so Achim Hölter: »Kanon als Text«, in: Moog-Grünewald (Hg.): »Kanon und Theorie«, a. a. O., S. 21–39, hier S. 22 ff. — **26** Diese Kriterien, ihre Beziehung zu kulturellen Kontextfaktoren, ihre historische Variabilität, ihre Verankerung in verschiedenen Institutionen und deren Gewichtsverhältnis zueinander untersucht, in Abhängigkeit vom jeweiligen Kanontyp, die historische Kanonforschung. — **27** Zur Unvermeidbarkeit von Kanones vgl. z. B. Ulrich Schulz-Buschhaus: »Kanon der Restriktion und Kanon der Expansion. Zu Tendenzen der literarischen Kanonbildung im 19. und 20. Jahrhundert«, in: Moog-Grünewald (Hg.): »Kanon und Theorie«, a. a. O., S. 227–244, hier S. 227; zu der erweiternden Tendenz, die der üblicherweise hervorgehobenen begrenzenden Wirkungsweise des Kanons entgegenläuft (die aber immer noch Komplexität reduziert), ebd., S. 235–242. — **28** Vgl. dazu Heydebrand: »Probleme des ›Kanons‹«, a. a. O. — **29** Vgl. dazu Schmidt/Vorderer: »Kanonisierung in Mediengesellschaften«, a. a. O., S. 152–157. — **30** Noch immer erhellend: Reinhold Viehoff: »Literarisches Verstehen. Neuere Ansätze und Ergebnisse empirischer Forschung«, in: »IASL« 13 (1988), S. 1–29. — **31** Vgl. dazu Jürgen Link: »Hölderlin – oder eine Kanonisierung ohne Ort?«, in: Heydebrand (Hg.): »Kanon Macht Kultur«, a. a. O., S. 383–395, hier bes. S. 385 f. — **32** Zur Korrelation von Kanon und Literaturbegriff vgl. jüngst Willems: »Der Weg ins Offene als Sackgasse«, a. a. O., S. 10 f. und S. 14. — **33** Vgl. dazu auch Heydebrand: »Versuch einer Zusammenfassung«, a. a. O., S. 617.